dicht vor dem Ende mit jedem Fünkchen Leben das Große suchte, das ihn retten sollte.

Mühsam fand der Erwachende sich in seine Lage. Sein Auge gewöhnte sich an das Dunkel, schaudernd erkannte er, wo er war. Der scharfe Dunst der tigrischen Leiber drang aufreizend zu seinen kranken Sinnen, Bestien, in denen das alte Leben noch nicht ganz vergessen, schritten auf leisen Sohlen hin und wieder auf dem Holz ihrer Käfige. Aus einer Ecke glühten grüne Augen auf den Menschen, mehr und mehr, von allen Seiten leuchteten die unheimlichen, starren Lichter bedrohlich auf den einen Punkt, den Fremden, den die Tiere gewittert.

Horst Dieben war fieberkrank vor Hunger und Entbehrung, schon am Morgen, als er das Haus betreten. Inmitten dieses scheichenden, haßglühenden Lebens rings um ihn brauste es vor seinen Ohren, die gierig einen jeden Tritt aus dem Dunkel fingen, seine Augen sahen durch Schleier und Funken, gebannt von den großen, starren Blicken der Wesen im Finstern, aus seinem Hirn wichen auch die letzten klaren Gedanken, und zitternd vor Angst und Entsetzen hockte er auf dem Schemel und wartete.

Wartete, daß bei jedem Klang, der kaum hörbar auftönte, wenn ein Tier die Stäbe streifte, sich ein Käfig öffnen würde und eine der Bestien über ihm wäre, daß diese von allen Seiten auf ihn stürzten. Er wagte nicht, sich zu rühren, kaum zu atmen, er wollte sich leblos machen, um die Gegner nicht zu reizen.

Qualvolle Stunden verrannen. Durch die Fenster des Oberlichts drang fahler Mondschein in die Halle, ließ all die Streifen an den Wänden erstehen, hinter denen die glühenden Augen lagen, zeichnete matte Konturen hinein in das Dunkel dieses Entsetzens.

Und da kam es wie ein Taumel über den Einsamen. Er vergaß alle Furcht. Kalten Schweiß auf der Stirn, mit brennenden, schmerzenden Augen riß er das Blatt vor sich von der Staffelei, das mit tausend Entwürfen und Linien eines vergeblichen Tages bedeckt und verwischt war. Wie das Mondlicht schien, so entstand unter seinen zitternden Händen ein Bild.

In fahlem Grau tote Stäbe, und Stäbe, feurige Punkte dahinter, — ein Schwarzes, ein Etwas-Körper der Tiere. Man ahnte mehr, als man sah, es wurde ein Bild, packend, grauenvoll, gespenstisch, und lebend darin nur die Schatten der Bestien, die überall wie durch die Stäbe drängten. —

Phantasierend, am Boden liegend, so fand der Wärter am Morgen den Maler. Neben ihm stand das Bild, das beendet war bis zum letzten Strich.

Doch wie Horst Dieben gesundete, sprach man von ihm, riß ihn aus dem Tod des Unbekanntseins. Und aus dem grauen Bilde dieser Nacht entstand eine lichtere Zukunft!

—⊙—

Der Dankbare

Eine Groteske von Erik Lorenssen.

Zacharias Peitjen wandelte an einem frühen Morgen heim.

Peitjen kam von einem Fest. Ging sinngemäß beschwingt, frackgeschmückt, lackgeehrbewehrt. Im Dämmer leuchtete farbig die Knopfloch-blume. Prall wölbte sich die weiße Hemdbrust. Einem straff gespannten Regenschirm vergleichbar. Peitjen zog seine Bahn wie eine hochherrschaftliche Sternschnuppe am Himmel.

Die Straße führte am Kanal entlang. Den ein eisernes Gitter schützend säumte, den steile Zementwände rücksichtslos in die Tiefe drängten, von dessen glucksendem Wasser schmale Stiegen wieder die Oberwelt gewannen.

Diese feine Straße zog Zacharias unbekümmert. Trug stolz die mit dem Regenschirm vergleichene Hemdbrustwölbung.

Auf dem eisernen Gitter saß ein Mann. Führte mit dunkler Stimme endlose Gespräche mit Unsichtbaren. Peitjen verharrte staunend, begann den Fall wissenschaftlich zu beaugenscheinigen.

Der Mann zog umständlich und bedächtig den Rock aus, legte ihn sorgfältig zusammen und warf ihn achtlos neben sich zur Erde. Zacharias trat wißbegierig näher.

Der Sonderbare löste ruhig die Stiefelbänder und schleuderte die befreiten Trittchen mit lustigem Schwung hinter sich in die Gegend. Peitjen verfolgte sein Tun entwicklungslüstern.

Unentwegt öffnete der Geheimnisvolle Knopfloch um Knopfloch. Wie ein geschickter Turner entledigte er sich auf dem unsicheren Sitz der Weste und der Hose.

Alle aufsteigende Scham bezwang Zacharias siegreich und starrte gebannt.

Die Finger des Rätselhaften nestelten am Kragen. Beronikolich flatterte die Krawatte herab, fiel zur Erde auf das achtbare Kleiderhäufchen und ringelte wie eine bunte Schlange darüber hin.

Da duldete es Peitjen nicht länger. Gemessen trug er die Hemdbrust ganz nahe heran und fragte: „Was machen Sie denn da?"

Ein Blick wie aus weiter Ferne spazierte über die zudringliche Person. Sehr einfach, lich schlicht und einfach sagte der Mann: „Ich geh' ins Bett!" Er erhob sich ruhig von seinem luftigen Sitz — achtlos war die Gebärde — trat einen Schritt vorwärts, war mit einem Male verschwunden.

Tief unten plumpste es. Zacharias Erstarrung löste Gedanken der Menschenpflicht.

Schöne blanke Lackschuhe rasten schmutzige Stufen hinunter. Peitjen sprang mit geübtem Kopfsprung.

Das Wasser war knietief.

Mit dröhnendem Schädel saß Zacharias aufrecht. Neben ihm saß schweigend der andere Gemeinsam stiegen sie die Stufen hinauf. Der stolz gewölbte Vergleichsregenschirm war zusammen geklappt, dahin aller Glanz. Die neckische Knopflochblume schaukelte unten im Wasser. Dienstbeflissen. Ende des Hochherrschaftlichen.

Es sammelten sich: Noch zwei Beschwirrte. Ein Chauffeur. Ein Milchjunge. Eine Zeitungsfrau. Dann ein Schupo.

Peitjen erklärte das Kleiderbündel. Der Fremde verharrte in verstocktem Schweigen.

Behördliche Untersuchung des Turners. Amtliches Urteil: „Totol beloffen!"

Der Schupo verschwand in der Richtung auf ein Telephon.

Zacharias nahm triefend den bewundernden Zoll der Umstehenden entgegen. Die zurückkehrende Uniform brachte ein Rettungsauto mit. Ein schwarzes Notizbuch verschlang Peitjens Adresse und Namen. Das Auto entführte den seelenruhigen Geretteten mit dem Kleiderbündel.

Zacharias wandelte weiter. Der feiertägliche Anzug war verdorben. Die Straße zog am Kanal entlang.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann.

Zu Hause besah Peitjen sich stolz und wehmütig im Spiegel.

Vier Tage später brachte die Post eine Karte. Sie lautete: „Mein Herr! Bei dem unliebsamen Vorfall am Donnerstag sind meine Stiefel abhanden gekommen. Sie kosteten 16,95 Mark. Sollte ich innerhalb vierzehn Tagen nicht den Gegenwert in Händen haben, wäre ich genötigt, mich mit meinem Rechtsanwalt in Verbindung zu setzen Hochachtungsvoll . . ."

Peitjen fluchte in allen Tonarten. Der Menschenliebe im besonderen.

—⊙—

Bandhara war kein Feigling

Skizze von Emil Bergmann-Wien.

Wir saßen in einer Loggia des Hotels „Taj Mahal" in Bombay und sahen auf den Apollodamm hinab. Seit mehreren Stunden herrschte dort lebhafte Bewegung unter den von Fanatikern aufgehetzten Eingeborenen, und eben wickelte sich zwischen zwei Fremdenführern einem Hindu und einem Rajputen ein besonders heftiger Wortwechsel ab. Der Sohn Mohammeds tat sehr aufgeregt und versetzte schließlich dem Hindu einen wuchtigen Faustschlag ins Gesicht. Starr und stumm stand der Gezüchtigte. Dann wandte er sich langsam ab und verließ, von schadenfrohem Gelächter der Umstehenden begleitet, den Schauplatz der Begebenheit.

„Feigling!" zischte Burn Slater, der Oberst aus Texas.

„Und das verlangt gleiche Rechte mit uns!" ärgerte sich Lloyd Speeding, der Hafendirektor.

„Die Hindu haben kein Temperament," erklärte Ettore Barbaleone, der Versicherungsagent aus Triest.

„Die moderne Medizin kennt keine Temperamente, sondern nur höhere oder geringere Grade von Neurasthenie. Der psychische Gleichgewichtsagent des gesunden Erwachsenen ist vollständige Gemütsruhe in allen Lebenslagen," belehrte uns Doktor Erik Hansen.

„Wissenschaft bei Whisky mit Soda," murrte Mac Duffers, der Großwildjäger.

„Was sagen Sie dazu?" forderte Perikles Papoulakos, der griechische Handelslehrer, mein Urteil heraus.

„Doktor Hansen hat recht, Temperamentsausbrüche sind Folgen des Mangelsan Selbstbeherrschung, also Zeichen von Nervenschwäche. Was aber das passive Verhalten des geschlagenen Hindu betrifft, muß ich Ihre Kritik für ungerecht erklären, meine Herren. Der Mann war lange Zeit mein Reisediener und hat oft genug bewiesen, daß er Mut besitzt."

„Ein wirklicher Mann läßt sich nicht schlagen. Der Hindu ist und bleibt ein Feigling," sprach Graf Ramos, der heißblütige Maltheserritter aus der Puszta.

„Und ich verstehe nicht, wie man seine Handlungsweise verteidigen kann," ließ sich Signor Barbaleone vernehmen.

„Die Unterhaltung wird ungemütlich, meine Herrschaften, reden wir lieber über etwas anderes," beruhigte Richard Uhl aus Wien. Doch alles blieb still: die Stimmung war erschlagen. Angehörige zivilisierter Herrenvölker lassen ihre atavistischen Ausschläge ins Barbarische nicht gern als Neurosthenie bezeichnen.

Nach einer Weile erst fragte Paul Orski, der nachdenkliche Russe: „Ist der geschlagene Hindu jener Bandhara, von dem Sie mir erzähltenl?"

„Ja." — „Dann ist er allerdings kein Feigling."

„Der Doktor soll erzählen und die Stimmung wieder herstellen," schlug der Wiener vor.

„Nur Ernstes könnte ich berichten," bemerkte ich.

„Ist es beweisend, dann heraus damit," entschied der Oberst.

Ich erzählte: „Bandhara hatte mich bereits ein halbes Jahr als Reisediener begleitet, als wir an der hochgehenden Yumna bei Agra Schmetterlinge jagten. Eines Tages sahen wir, weit draußen im Strom, in einem Kanoe ein Kind vorbei treiben, das, als es uns erblickte, um Hilfe zu schreien begann. Ohne Bedenken sprang Bandhara in den durch zahlreiche Krokodile verseuchten Strom und rettete unter schwerster Lebensgefahr das kleine Mädchen. Da dessen Heimat nicht festzustellen war, nahm er es unter seine Obhut und sorgt nun für sein Fortkommen."

„Eine Tat — wirklich," sagte Speeding zu.

„Ein andermal warf Bandhara sich, nur mit Stock und Messer bewaffnet, einem von mir angeschossenen Panther entgegen und hielt ihn ab, bis ich das Raubtier durch einen zweiten Schuß erledigen konnte. Schwere Wunden waren das Ergebnis solcher Tapferkeit. Bandhara ist kein Feigling."

„Nein, er ist kein Feigling," wiederholte gerührt der Oberst. „Wir haben den Mann falsch beurteilt. Soll entschädigt werden." Er legte eine Zehnpfundnote auf den Tisch und manch anderer steuerte sein Scherflein bei.

Da wuchs die vor dem Hotel herrschende Bewegung zu wüstem Lärmen an und flutete fort durch die Straßen. Wilde Rufe schrillten über dem dumpfen Getöse, zahlreiche Schüsse krachten. Nur langsam verzog sich das soziale Gewitter gegen Black Town zu.

„So lange Mohammed gegen Gott Siwa kämpft, können wir Europäer in Indien ruhig schlafen." bemerkte Mynheer van Horn

„Bandhara soll sein Geld holen," der Oberst klingelte und befahl dem eintretenden Kellner, den Hindu zu rufen.

„Bandhara ist tot, Herr. Er fiel als erster an der Spitze der von Rajputen angegriffenen Hindus."

„Ein Held, den man ungestraft schlagen durfte!" höhnte Graf Ramos, der sich ob des ungerächt gebliebenen Faustschlages nicht beruhigen konnte.

Da ereignete sich etwas in Indien Unerhörtes. Der Kellner, ein Sklave, ein Farbiger, ein Eingeborener, wagte einem weißen Herrn zu antworten: „Verzeihung, großer Sahib! Wir stehen im Kampfe gegen Bedrückung und Zurücksetzung. Da ist es nicht an der Zeit, persönliche Beleidigungen auszutragen. Unsere Ehre und unser Leben gehören dem Volke und dürfen nur für seine höchsten Güter eingesetzt werden. Verzeihung, großer Sahib!" Mit einer Verbeugung bis zur Erde trat er in seine Unbedeutendheit zurück.

Stille breitete sich über die Tafelrunde. Die Spötter und Weisen, Tigerjäger und Baumwollhändler senkten die Köpfe und saßen stumm und nachdenklich angesichts des Todes eines Mannes der Volksrecht und Volksnot über persönliche Ehre und Leben gestellt.

Bandhara war kein Feigling.

—⊙—

Au!

„Was, Ihr Sohn Emil ist Hundefänger geworden?"

„Jawohl!"

„Wie ist er nur auf die Idee gekommen?"

„Ach, er war schon immer so spitzfindig!"

Triftiger Grund.

Herr (zum kleinen Hans): „Warum ist deine ältere Schwester heute so furchtbar schlecht gesinnt?"

Hans: „Weil sie Geburtstag hat!"

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 17 — Samstag, 27. April — 1929

Das Hörspiel

Groteske von Rudolf Presber.

„Du hast wohl," sagte mein Freund Eduard der heimliche Schöpfer einer Zukunftsmusik für das Kino, „hast wohl von dem neuen Kunstwerk gehört, das wir ‚Hörspiel' nennen. Nicht zu verwechseln mit dem ‚Sende'-Spiel, das, wenn auch gekürzt, die Worte der dramatischen Sendung immerhin noch in bescheidener Auswahl bringt. Das Hörspiel hingegen — natürlich von besonderen Funkdramatikern oder besser Funkkomponisten nach berühmten Vorbildern der überlebten Dromen, die einen Theaterbesuch notwendig machten, hergestellt — ist bestrebt, von den früher dargestellten Bildern oder besser von den durch Worte umschriebenen Szenen eines Dramas im Mikrophon alle Geräusche aufzufangen, die solches Drama erst verständlich machen und ganz anders als durch Rede und Gegenrede einzelner Prominenter der Weltgeschichte ein gewaltiges Geschehen versinnbildlichen. Verstehst Du?"

„Wenn Du nicht hörst — nein."

„Du wirst gleich. Wir nehmen ein Beispiel. Und — im Vertrauen auf Dein Verständnis — ein schwieriges."

„Ein minder schwieriges wäre mir eigentlich lieber."

„Wir nehmen ein schwieriges, damit Du siehst wie leicht selbst Halbgebildete, wie Du, so was verstehen."

„Danke vielmals. Und was möchtest Du für ein Beispiel . . ."

„Ich möchte den ‚Faust' nehmen. Den darf ich doch als bekannt bei Dir voraussetzen. ‚Faust' erster Teil beginnt bekanntlich —"

„— mit dem Vorspiel auf dem Theater."

„Bei Goethe."

„Na ja, ich denke, der ‚Faust' ist von Goethe."

„Dieser ‚Faust' wird von mir sein — mit Anlehnung an Goethe. Und deshalb fällt das Vorspiel auf dem Theater weg."

„Du machst Dir die Umdichtung ein bißchen leicht."

„Rede nicht! Es fällt weg, weil uns ja das ‚Theater' im Hörspiel nichts angeht. Also auch das Vorspiel auf dem Theater nichts. Wir beginnen mit dem Prolog im Himmel."

„Nun bin ich neugierig!"

„Du wirst gleich verstehen. Gewaltiger Lärm. Ueberirdischer, übermenschlicher Lärm. Beliebige Verwendung aller alten und neuen Instrumente. Großes Durcheinander."

„Das wird, scheint mir, bei einem modernen Orchester keine Schwierigkeiten machen. Aber ich begreife nicht ganz —"

„Gleich! Das Hörbild versinnbildlicht die Verse des Raphael: ‚Die Sonne tönt nach alter Weise — In Brudersphären Wettgesang. — Und ihre vorgeschriebne Reise — Vollendet sie mit Donnergang.' Kein Mensch kennt die Sphärenmusik, die durch den Flug der Himmelskörper verübt wird. Also kann hier das Orchester sich beliebig austoben."

„Das wird's schon machen. Und dann —?"

„Dann — Einschaltung des Rheinfalls von Schaffhausen. Besser — wenn es die Entfernung erlaubt — des Niagara-Falls. Du verstehst: ‚Es schäumt das Meer in breiten Flüssen — Am tiefen Grund der Felsen auf.' Uebersetzung von Gabriels Ausführungen ins Hörspiel. ‚Und Stürme brausen um die Wette, — Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer.' — Windmaschine. Donnerschläge. Es folgen schrillste Dissonanzen. Vorgesehen ist auch — verschiedene Erfinder sind dem Ergebnis ihrer Versuche in dieser Richtung nahe — vorgesehen ist, daß mit den Tonwellen entsprechende Duftwellen gesandt werden, die auf den Geruchssinn wirkend, die Töne aufs sinnfälligste unterstützen. Also, beim Aufgehen des Vorhanges: Lilienduft, die Himmelswiese dem Geruchssinn nahebringend. Und jetzt, ich sagte es schon, gräßlichste schweißtreibende Dissonanzen. Dazu auf Welle 527 plötzlich ein intensiver Gestank."

„Ein Gestank — um Himmels Willen, warum denn?"

„Die Vereinigung dieser klanolichen und Geruchswirkungen deutet das Erscheinen des Mephistopheles an, des Herrn der Hölle. Furchtbares Geseufze. ‚Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen —' Du verstehst. Darauf Stille tiefe Stille. Die plötzlich in den Gesang von tausend Zikaden übergeht. ‚Er scheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden — Wie einer der langbeinigen Zikaden!' Geht wieder über in traumhaften Geruch auf Welle 527 nach altem Limburger Käse. ‚In jeden Quark begräbt er seine Nase.' — Dumpfer, hundertfach verstärkter Nierenschlag, dessen Dröhnen von allen Sportsfreunden erkannt wird."

„Ein hundertmal verstärkter Nierenschlag — was soll denn der?"

„Was der soll? Wie spricht der Herr: ‚Kennst Du die Faust?' —"

„Na, erlaube mal, es steht doch im Text: ‚Kennst Du den Faust?' —"

„Pedant. Man muß sich beim Hörspiel durch Synonyma helfen. Das Kreuzworträtsel im Hörspiel ist eine besondere Nuance."

„Aha. Das hat allerdings dann einige Schwierigkeiten."

„Das Publikum muß erzogen werden. Jetzt — was denkst Du —"

„Ich bin ohnmachtslos."

„Sehnsuchtsmotiv der Hörner. Ganz nah. Das Trommelfell der Hörer schier sprengend. Und dann wieder ganz weit: ‚Und alle Näh' und alle Ferne — Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust'."

„Ich verstehe. Und daß dies ‚nicht befriedigt', will ich glauben."

„Du fängst schon an zu verstehen. Es folgt das allen Sportfreunden wohlbekannte Geldklappern am Totalisator. Man begreift sofort: die Wette zwischen dem Herrn und dem Teufel. Psalmenmelodie als Parodemarsch gesetzt."

„Psalmenmelodie als Parademarsch — was soll denn das?"

„Sehr einfach. Ansprache der himmlischen Majestät an die Engel. ‚Doch ihr, die echten Göttersöhne. — Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!" — Kakophonien und Gestank. Der Teufel bleibt allein auf der Szene."

„Hm. An diesem Monolog wird das Publikum wenig Freude haben."

„Er ist kurz. Und sofort beginnt die Tragödie. ‚Habe nun, ach! Philosophie — Juristerei und Medizin — und leider auch Theologie — Durchaus studiert mit heißem Bemühn!' — Drei Orchester lassen je eine Melodie gleichzeitig hören. Das Orchester spielt das Studentenlied: ‚Und die Liebe zum Wissen heißt Philosophie' . . . Orchester B läßt hören: ‚Ich bin der Doktor Eisenbart' . . . Orchester C, durch drei Orgeln verstärkt, übt ein altes Kirchenlied. Wodurch das Hörspiel einfach und bezwingend ausdrückt daß Faust drei Fakultäten umsonst studiert hat. Die Melodien vereinigen sich und gehen über in ‚Was frag' ich viel nach Geld und Gut' . . . Faust drückt das bekanntlich aus: ‚Auch hab' ich weder Gut noch Geld, — Noch Ehr und Herrlichkeit der Welt'. — Es gleitet hinüber volksliedermäßig in Guter Mond, du gehst so stille . . .' Die lyrische Partie des Monologs. ‚O sähst Du voller Mondenschein — Zum letztenmal auf meine Pein.' — Hier folgt nun der erste im Hörspiel notwendige große Sprung. Der erste Monolog springt über in den zweiten. Hundegebell. ‚Sei ruhig, Pudel! renne nicht hin und wider!' Knurren. Unerhörter Spektakel. Versinnbildlicht Mephistos Erscheinung. ‚Wozu der Lärm? — Was steht dem Herrn zu Diensten?' Dann wird eine direkte Verbindung hergestellt mit dem Affen- und Raubtierhaus im Zoo. Und dem verdammten Zeug, der Tier- und Menschenbrut — Ist nun gar nichts anzuheben.' — Unmittelbar hieran anschließend krakelnde Gänseliesel, knitterndes Papier, Hohngelächter."

„Aha, Faust unterschreibt den Pakt."

„Du wirst hellhörig, mein Sohn! So ist's. Darauf erneuter heftiger Gestank, den Triumph des Satans andeutend. Entsprechende Musik. Kakophonien, bei denen die Sagophone vorherrschen —"

Als mein Freund Eduard bis zu dieser Stelle seiner Ausführungen gelangt war, habe ich ihn erschossen.

Er war sofort tot. Und zertrümmerte im Fall zwei Saxophone, eine neu erfundene Rülpsmaschine und eine kleine Gasvorrichtung, in der für die Geruchsillustrationen Schwefelwasserstoff-Extrakt hergestellt wird.

Ich nehme mir für die Gerichtsverhandlung keinen Verteidiger. Ich werde auch selbst nichts zu meiner Verteidigung sagen, sondern nur beantragen, daß meines Freundes Eduard Hörspiel ‚Faust', ganz frei nach Goethe, in den Saal gefunkt wird.

Sobald es verklungen und verstummen ist, werde ich nur vier Worte sagen: „Den hab' ich erschossen!"

Nach meinem Freispruch fahre ich zur Erholung in die Wüste Gobi, wo es keine Mikrophone gibt, keine Lautsprecher, keine Hörspiele und — keine Nerven.

—⊙—

Schicksalsfügung

Skizze von Hans Friedrich.

„Und werd' ich einst verraten auch von den andern zwei,
Dem Mädel und Kameraden, juchhei, juchhei,
Dann schlag ich den Freund mir aus dem Sinn,
Vom Mädel denk ich: bin ich hin!
So komm ich durch die Welt, hei, wie der Würfel fällt."

Noch ehe der Sanitätsrat dieser vierten Strophe des alten Wanderliedes die letzte folgen lassen konnte, hob sein Freund Martin mit leicht bewegter Stimme an: „Verzeiht, daß ich unseren lieben Doktor hier unterbreche. Das Lied, besonders diese Strophe, erweckt in mir die Erinnerung an ein Erlebnis, das vor fünfundzwanzig Jahren mein Schicksal bestimmend beeinflußte. Wir sprachen vorhin über Liebe und Ehe, und Ihr wolltet wissen, warum ich ehelichtig geblieben. Vielleicht löst Euch meine Erzählung das Rätsel. Doch vorher schenkt die Gläser voll!"

Der so sprach, war ein bekannter Schriftsteller, dem es die klingenden Erfolge seiner Feder ermöglicht hatten, sich oberhalb Innsbruck ein zu bauen. Er hatte vier Freunde in sein schönes Landhaus geladen, um mit ihnen den Tag zu feiern, an dem sie sich vor 75 Semestern in der norddeutschen Kleinstadt durch die Nöte der Reifeprüfung zur Mündigkeit durchgerungen hatten. Die fünf — außer den Genannten zwei Juristen und ein Universitätsprofessor — hatten seitdem treu zusammengehalten, meist jedoch nur brieflich in Verbindung gestanden. Jetzt hatte die Einladung des Freundes zum ersten Male seit langen Jahren sie wieder vereint. So saßen sie im Dunkel eines traumhaften Spätsommerabends auf der Terrasse; die Ampel auf der Veranda spendete spärliches Licht, das gerade genügte, um den roten Traminer und den weißer Terlaner in den Kristallkaraffen schwach funkeln zu lassen. Unten perlten die vielen Lichter Innsbrucks, daß auch dort noch Leben herrschte. Man plauderte von gemeinsamer Vergangenheit und berichtete vom eigenen Ergehen. Daneben hatte man, getreu alter Burschenart, zur Klampfe gegriffen und die Pausen des Erzählens mit frohen Liedern ausgefüllt.

Als eingeschenkt war, erhob der Hausherr sein Glas: „Das Wohl Eurer Frauen!" Man tat ihm Bescheid, und er begann: „Damals hatte ich meinen ersten nennenswerten Erfolg als Romanschriftsteller errungen. Das gab mir die Möglichkeit, mich ein paar Monate lang nach Herzenslust in meinen geliebten Bergen zu tummeln. Ihr regelmäßiger Gast war ich ja schon seit meiner Münchener Studienzeit, jetzt aber wollte ich zunächst einmal das Leben genießen, das schon damals eine Anzahl Kurorte den bemittelten

Reisenden bot. Meine Wahl fiel auf Partenkirchen. War ich des faulen Lebens satt, so konnte ich jederzeit weiter hinein in die Berge ziehen. Schon am ersten Tage meines Aufenthaltes lernte ich Elisabeth kennen. Ihr Name war mir geläufig als der einer Schriftstellerin, deren Skizzen sie als eine gereifte Persönlichkeit erscheinen ließen. Wie überrascht war ich deshalb, in ihr ein hübsches, frisches junges Mädel zu finden, das mit einer damals unerhörten Selbständigkeit am dortigen Kurleben teilnahm. Sie kannte auch mich dem Namen nach, und die gleichlaufenden Interessen führten natürlich dahin, daß wir uns einander anschlossen. Gemeinsamen Spaziergängen folgten erst kleinere, dann größere Bergtouren, und bald hatte ich mich ernstlich in sie verliebt. Obwohl ich beobachtete, daß auch Elisabeth sich mir zuneigte schien mir doch die Zeit unserer Bekanntschaft zu kurz zu sein, um das Wort zu sprechen, durch das ich mir die Wandergesellin zur Lebensgefährtin gewonnen hätte.

Da erschien in Partenkirchen ein Bekannter, ein Bildhauer. Ich war in München mit ihm zusammen gekommen, hatte mich an den um etwa fünf Jahre Aelteren angeschlossen und mit ihm mehrfach Bergfahrten unternommen. Dabei hatte er sich stets als biederer, guter Gesell gezeigt, und es störte mich nicht, daß er sich gern als Gönner aufspielte, wohl eine Folge seiner mit einer glänzenden Unterhaltungsgabe verbundenen gesellschaftlichen Gewandtheit. Ich freute mich, ihn wiederzusehen, und hielt es für selbstverständlich, daß er sich uns anschloß und auch nach Kufstein begleitete, hätte es ihm, der darum bat, ja auch nicht abschlagen können. So kam es, wie es kommen mußte, Ernst — sein Vorname gemüßt — versuchte, mir Elisabeth streitig zu machen. Sie blieb zwar gleichmäßig freundlich zu mir, konnte es aber nicht verbergen, daß das ganze Wesen des Bildhauers Eindruck auf sie machte. Doch über eine bestimmte Grenze kam er nicht hinaus, und so ging er bald dazu über, seine früheren Leistungen als Bergsteiger herauszustreichen, die meinigen aber herabzusetzen. Das führte schließlich dazu — wir hatten unser Standquartier inzwischen nach Hinterbärnbad verlegt —, daß er meine frühere Besteigung der „Kleinen Halt" im Vergleich zu dem von ihm ausgeführten Aufstieg zum „Totenkirchel" als unbedeutend hinstellte, sich sogar — in Gegenwart Elisabeths — lustig darüber machte. Da schlug ich ihm vor, er solle am nächsten Tage die „Kleine Halt" erklettern, ich wollte dafür das „Totenkirchel" bezwingen. Zunächst zögerte er, ging dann aber überraschend bereitwillig auf meinen Plan ein. Als sich Elisabeth bald darauf verabschiedet hatte, offenbarte er mir den Grund seines Stimmungsumschwunges. Er erbot — oder erniedrigte? — Elisabeth zum Preis für den Sieger. Wer zuerst zurückkehrte, sollte ihr die entscheidende Frage stellen. Jetzt zögerte ich, doch ließ ich mich überzeugen, daß es der beste Ausweg wäre. Galt es doch, im Kampf mit der Bergeseinsamkeit unter Einsatz des Lebens die Liebste zu erringen. So schlug ich in die mir dargebotene Hand.

Es war noch dunkel, als wir am nächsten Morgen zuerst eine Strecke Weges zusammen wanderten. Dann trennten wir uns mit Händedruck und Bergheil. Bald kam ich zum Einstieg und vertauschte die Bergstiefel mit den Kletterschuhen. Eine Schilderung des Anstieges, des zauberhaften Sonnenaufganges, des kurzen Aufenthaltes auf dem Gipfel und des von Siegessicherheit beschleunigten Abstieges sei mir erlassen. Als ich die Stelle wieder erreichte, wo ich mich am Morgen vom Freund getrennt, war eine so kurze Zeit vergangen daß Ernst unmöglich schon zurückgekehrt sein konnte. Des Sieges gewiß, sandte ich einen Jubelruf hinauf zu den hochragenden Zacken.

Zu früh hatte ich gejubelt. Als sich mir nach einer halben Stunde ein Ausblick auf die nahe Hütte bot, kamen Elisabeth und Ernst mir Arm in Arm entgegen. Ich mußte mich fest aufstützen, als mir der Bildhauer mit Siegermiene die befangen lächelnde Elisabeth als seine Braut vorstellte. Mühsam stammelte ich einen Glückwunsch und wankte zur Hütte. Wohl in dem Gefühl, mir Rechenschaft zu schulden, kam mir der ehemalige Freund nach. Kurz vor der Hütte holte er mich ein und gestand, daß er unsere Abrede nicht hätte halten können. Er habe, etwa eine halbe Stunde, nachdem wir uns getrennt, bemerkt, daß er die Kletterschuhe vergessen, sei sofort umgekehrt sie zu holen, in der Hoffnung daß trotz des Zeitverlustes doch noch ein Zufall ihm den Sieg bescheren könnte. Da sei ihm kurz vor der Hütte Elisabeth entgegen gekommen. „Das, lieber Martin, war Schicksalsfügung, der Zufall, auf den ich hoffte. Konnte durfte ich das Glück ausschlagen, das sich mir da bot? Durfte ich dem Schicksal trotzen, das mir so deutlich zeigte, daß Elisabeth mir und nicht Dir bestimmt ist? Einen Augenblick noch bekehrte ich auf, wollte ich unseren Vertrag nicht brechen, dann ergab ich mich".

Diese Untreue des vermeintlichen Freundes — denn anders kann ich nicht nennen, was er als Schicksalsfügung bezeichnete — traf mich fast härter als der Verlust der Geliebten. Erst später erfuhr ich durch Zufall, was er einmal beim Wein prahlend ausgeplaudert, daß er damals von vornherein die Absicht gehabt hätte, mir bei der ahnungslosen Elisabeth in der geschilderten Weise zuvor zu kommen. Auch das hörte ich, daß sie beide nicht glücklich wurden. Schon bald mochte er ihr das Leben zur Hölle, so daß sie sich von ihm trennte. Ich habe nicht weiter nach ihr geforscht.

An jenem Abend rettete mich aus der Verzweiflung das Lied, das mir vorhin hörten, vornehmlich die vierte Strophe. Ein paar junge Burschen, Münchener Studenten, sangen es in der Hütte zur Zither. Ich habe mich nach seinem Text gerichtet. Vorsichtig wurde ich mit der Liebe. Half mir die vierte Strophe über das Schwerste hinweg, so wurde die fünfte, die letzte, mein Wahlspruch, dem — das werdet Ihr mir zugeben — ich seitdem Ehre gemacht habe: Nichts wünsch' ich, wenn ich wandere, als Kopf und Füße frei.

Dann pfeif ich auf alles andere, juchhei, juchhei. Das ist nun mal der Zeiten Lauf:
Ein ganzer Kerl bleibt oben auf.
So komm ich durch die Welt, hei, wie der Würfel fällt."

Prohibition

Skizze von F. Kappler-München.

„Ich bitte Dich, Charlie, was soll dieses nervöse Gehabe mit Deinem Taschenbleistift! Es macht mich ganz kribbelig!"

In augenfälliger Verdrießlichkeit warf der ehrenwerte Richter Billy Porter diese Worte dem lebenstrotzenden Berichterstatter des Newyork-Herald entgegen, mit dem er zusammen in einem Boarding-House der 89. Avenue zusammen speiste.

In der Tat hatte sein Tischgenosse während der letzten Viertelstunde seinen ungewöhnlich massigen Taschenbleistift in ganz kurzen Zwischenräumen immer wieder aus der Brusttasche seiner Weste gezogen und dessen herausgeschraubte Spitze zwischen die Lippen geführt nach Art jener unerzogenen Leute, deren üble Gewohnheit es ist, jeden Bleistift vor dem Gebrauche mit der Zungenspitze anzufeuchten.

„Ich kann mir nicht helfen," lachte der Zeitungsmann gut gelaunt, „aber bei Zubereitung dieser delikaten Hammelkeule ist man in der Verwendung von Fett derartig verschwenderisch umgegangen, daß ich ihrer Wohlverdaulichkeit unbedingt durch etliche Kognakinjektionen nachhelfen muß."

Auf diese Antwort hin wurde das glatte Gesicht Porters erst recht ärgerlich. „Goddam, ich verstehe! Aber wer von ominösen Gedanken erfüllt, seine Kräfte in erfolglosem Kampfe gegen diese verwünschten Bootlegers aufzureiben, dem bleibt der Schnabel sauber. Unsereinen kennt jeder der gerissenen Alkoholschmuggler ganz genau und hütet sich natürlich schwer einem erklärten Feinde seiner Zunft gelegentlich auch die Hand zu einer kleinen Magenstärkung zu bieten."

„Ich glaube, mit Vergnügen einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Deiner amtlichen und privaten Stellungnahme zur Frage der Trockenlegung feststellen zu dürfen, old fellow," schmunzelte Charlie vergnügt. „Unter solchen Umständen bin ich mit Freuden bereit, auch Dir die Annehmlichkeiten beogater verbotener Genüsse zugänglich zu machen. Du brauchst Deine Wünsche nur zu äußern."

Der seit Monaten Ausgetrocknete bedachte sich nicht allzu lange. „Well," gab er seine Zustimmung, „aber nur, wenn diese lebensverschönernden Wässerlein aus unbedingt zuverlässiger Quelle fließen. Du mußt Gewähr dafür geben daß nicht eine Mittelsperson die willkommene Gelegenheit beim Schopfe ergreift, an mir Rache für die unzähligen, durch meinen Richterspruch verurteilten Gesetzesverächter zu nehmen, mich bloßzustellen und unmöglich zu machen."

Knapp eine Woche später fand Mister Porter bei Heimkehr in seiner Wohnung eine ansehnliche Bücherkiste vor. Sie war mit dem Bemerken bei ihm abgeliefert worden, seine Ehren möchten diese Auswahlsendung zeitgenössischer Verlagswerke einer gütigen Prüfung unterziehen. Der Vertreter der Firma werde sich erlauben, in Kürze wieder vorzusprechen, um ein etwaiges Geschäft persönlich zum Abschlusse zu bringen.

Als unersättlicher Bücherwurm in breiten Kreisen bekannt, machte sich der freudig Ueberraschte unverzüglich mit Eifer an die Durchsicht der geschrachvoll ausgestatteten Bände. Es waren durchweg Erzeugnisse der neuesten Literatur, zumeist sozialpolitischen Inhalts, darunter auch mehrere über das Problem der Prohibition Auf einer beigelegten Nota standen die Preise für jeden einzelnen Band verzeichnet. Ungewöhnlich hohe Preise! In jedem Buchladen hätte man diese Werke erheblich billiger erstanden. Aber die tadellose Ausstattung hatte es dem begeisterten Buchliebhaber bereits angetan; er konnte sich nicht entschließen, die Sendung ohne weiteres bei Seite zu legen. Abermals ließ er jeden einzelnen Band durch seine Hände gehen. Dabei streifte er gelegentlich mit der Rechten liebkosend über einen besonders künstlerisch aus gefallenen Lederrücken. Es gab einen schwachen Knacks, der Buchrücken sprang auf und ließ eine darunter verwahrte flache Aluminiumröhre sehen, die Porter sogleich in höchstem Erstaunen aus ihrem Behältnis entnahm und von allen Seiten eingehend beäugte. Dann schraubte er die Verschlußkapsel ab und führte das geheimnisvolle Ding an seine Nase. Kein Zweifel möglich: das war Kognak, echt französischer Kognak! Ein vorsichtiger Schluck aus der angenehm duftenden Röhre bestätigte die Richtigkeit seiner Diagnose. Auch die Prüfung der übrigen Bände hatte ein nicht minder befriedigendes Ergebnis: Whisky, verschiedene Cocktails und unterschiedliche spanische Weine. Der Käufer dieser famosen Bücherkiste würde zum glücklichen Besitzer eines niedlichen Vorrats an alkoholischen Getränken werden.

„Ihre Auswahlsendung hat meinen uneingeschränkten Beifall," lobte der literaturbeflissene Vertreter des Gesetzes den jungen Mann, der sich kurz darauf als Mister Smith, Mitteilsmann einer neugegründeten Verlagsgesellschaft, vorstellte. „Ich habe mich entschlossen, sie vollzählig zu erwerben. Bitte, wollen sie die Rechnung gleich quittieren, während ich Ihnen den Kaufpreis hier auf dem Tisch bereit lege!" — —

Mit der würdevollen, schwarzen Robe des Richters angetan, hatte Porter bereits einige Stunden seines Amtes im Gerichtssaale gewaltet. Es war wieder einmal ein reiner Bootleggertag. Als nächster kam der Fall Brown zum Aufruf. Der Angeschuldigte trat an den Gerichtstisch heran. Der Richter musterte, den Blick aus der vor ihm liegenden Akte erhebend, den Sünder aus nächster Nähe. Seine Züge erstarrten zu Stein: vor ihm stand der amerikanische Mister Smith, sein Bücherlieferant! Aber eine kaum wahrnehmbare Geste des gefährlichen Mannes beruhigte ihn augenblicklich. Dieser Gentleman würde ihr gemeinsames Geheimnis nicht preisgeben. Mit rasch wiedergewonnener Sicherheit trat er in die Verhandlung des Falles ein. Im Handumdrehen war sie beendet. Das Urteil lautete auf etliche hundert Dollars.

Ein ganz leises Zucken um die Mundwinkel, sagte der Aktenschreiber die Geldbuße ohne ein Wort des Einspruches auf den Gerichtstisch.

„Ich schließe die Verhandlung," atmete Richter Porter auf, mit dem Ausdruck lebhaften Bedauerns, daß sich in diesem Falle ein sonst makelloser Kaufmann, der durch den Vertrieb ausgezeichneter Buchwerke seine Kräfte der hohen Aufgabe der Volksbildung widmet und dessen reelles Geschäftsgebaren auf diesem Gebiet mir aus geschäftlichen Beziehungen zu ihm persönlich bekannt ist, der Versuchung unterlag und auf den Abweg der Gesetzwidrigkeit geriet. Um ihnen aber einen Beweis dafür zu geben, Mister Brown, daß durch dieses meiner Ueberzeugung nach vereinzelte Abirren von der Bahn des Rechtes mein Vertrauen in Ihre Ehrenhaftigkeit nicht erschüttert ist, beauftrage ich Sie mit der Lieferung der nächsten Serie der jüngst von Ihnen bezogenen Verlagswerke!"

Der Fremde

Skizze von Jul. S. Polland.

Zwei Tage vor der anberaumten Hinrichtung Jean Girards erschien bei seinem Verteidiger, dem jungen Rechtsanwalt Baptiste Blondin, ein Mann, der sich Thomas Fleury nannte. Er gab an, jahrelang in Britisch-Indien gelebt zu haben. Gleich nach seiner Ankunft in Marseille habe er von dem traurigen Schicksal Jean Girards gehört.

Nun erzählte er in schlichten Worten, daß er vor Jahren einen Freund gleichen Namens in Paris besessen habe. Die graufe Vermutung, dieser könne der Unglückliche sein, lasse ihn nicht mehr los . . .

Die Unterredung währte geraume Zeit.

Als der Fremde sich verabschiedete, erschien sein Gesicht von beängstigender Blässe. „Sie können also wahrhaftig nichts zu seiner Rettung unternehmen, Monsieur?" fragte er heiser und sichtlich erregt zum wiederholten Male.

„Ich sagte es Ihnen schon," erwiderte der Rechtsanwalt, „was ich unternehmen konnte, habe ich getan. Der Prozeß hat alle Instanzen durchlaufen. Auch dürfen Sie nicht vergessen, daß der Urteilsspruch auf Grund eines einwandfreien Geständnisses gefällt wurde . . Die einzige Hoffnung ruht auf dem Gesuch, das an den Präsidenten abging."

Der Fremde nickte hastig. „Eine geringe Hoffnung!" Dann reichte er dem Rechtsanwalt die Hand und ging. —

Am kommenden Nachmittage wurde Blondin dringlich ins Staatsgefängnis gerufen. Als er nach Verlauf einer Stunde in seine Kanzlei zurückkehrte, war er auffallend nervös. Gleich darauf sandte er einen Boten in das Hotel des Fremden.

Thomas Fleury, der eben von einer erfolglosen Audienz aus den Justizkanzleien zurückgekehrt war, folgte dem Boten auf dem Fuße. Blondin empfing ihn wortkarg. „Meine Mitteilung ist traurig," sagte er. „Erschrecken Sie nicht. Jean Girard — ist tot. Heute, kurz nach der Mittagsstunde fand man ihn erhängt in seiner Zelle."

Der Fremde hauerte stöhnend in einem der Lehnstühle. Ein bedrückendes Schweigen lag über dem Raum. Blondin strich einige zerknitterte Briefblätter auf seinem Schreibtisch zurecht und reichte sie dem Fremden. Dieser faßte die grauen Blätter mit zitternden Händen. Er wußte, daß sie das letzte Bekenntnis eines Toten trugen. Er las:

„Monsieur Blondin!

Sie haben sich ehrlich Mühe gegeben, meinen Kopf vor dem Beile zu erretten. Dafür danke ich Ihnen. Ich wollte, Sie wären mein Freund! Erst in diesen Tagen zermarternder Einsamkeit empfand ich, was mir ein Mensch von ihrer Herzensgüte hätte sein können. Nun ist es zu spät.

Ich will den Schergen ihr grauses Handwerk ersparen.

Wenn Sie, Monsieur, diesen Brief in Ihren Händen halten, habe ich mein Dasein ausgelebt.

Glauben Sie nicht, daß es für mich schmerzlich ist, sterben zu müssen. Ich sehne mich nach diesem Ende, soll es mir doch die endliche Erlösung von all den bitteren Qualen dieses Daseins bringen. Denn, bei Gott, mein Leben war nichts anderes als eine atemlose Hetzjagd.

Ich bin ein Mörder . . . nichts darf ich mehr vom Leben fordern. Nur eines brennt noch heiß in meiner Seele. Ich will vor Ihnen rein dastehen, wie ich makellos vor meinem Gewissen zu stehen glaube!

Sie wunderten sich, als ich in meinem Prozeß jeder Rechtfertigung entsagte. Aber ich hatte ja mit dem Leben schon längst abgeschlossen.

Schon das Erbe meines Vaters warf mich auf den Bahnen der Gesellschaft. Ich war fünf Jahre alt, als man den Gatten meiner Mutter in Vera Cruz nach überführtem Straßenraub mit einem halben Dutzend Spießgesellen henkte. Meine Mutter stammte aus Toulouse. Und hierher kehrte sie mit mir und meinem Bruder nach dem Ende meines Vaters zurück. Freudelos war unsere Jugend. Als ich mir selbst mein Brot verdienen konnte, zog ich nach Paris. Was ich entbehren konnte, sparte ich für meine Mutter. Mein Bruder aber geriet auf schiefe Bahn.

In einer dunklen Gasse, hart am Seinekai, warf er sich eines Nachts auf einen Straßenhändler, der mit seiner kargen Einnahme heimwärts trollte. Der Mann war alt. Ich glaube nicht, daß Nicci, mein Bruder, ihm Gewalt antat . . . Man fand den Alten anderen Tages tot auf dem Pflaster. Nicci weinte ob seiner Tat erschütternd und erbarmungswürdig. Der arme Junge tat mir leid. So nahm ich denn noch selben Tages die Geldkatze des toten Straßenhändlers und ging zur Polizei. Ich nahm die Schuld auf mich . . Die Gerichte machten es kurz. Sie zeigten kein sonderliches Mitleid. Man schickte mich nach Guayana.

Vier Jahre trug ich all die Schmach in jenem Höllenpfuhl. Dann bot sich mir Gelegenheit zur Flucht, und ich entkam nach Gibraltar. Die Sehnsucht trieb mich nach Paris. Ich suchte meinen Bruder. Wer weiß, wohin das Schicksal ihn verschlagen hat . . Die Gilde seiner früheren Genossen sagte mir, daß er nach London ausgewandert sei und einen fremden Namen angenommen hätte.

Ich spürte bald die Polizei auf meinen Spuren und floh erneut, gen Süden in die Pyrenäen.

Was mir das Schicksal weiterhin nicht mehr ersparte, das wissen Sie. Halbtot schleppte ich mich in einer kalten Winternacht bis vor die Pforte des kleinen Schloßgutes von St. Givet und dort fand sie mich, die kleine Lucia, und pflegte mich wie einen Bruder.

Ein zartes Band der Liebe einte unsere Herzen. Selig waren die Tage, die ich hier verlebte Bis mein verhängnisvolles Schicksal auch diesem Traum ein jähes Ende brachte.

Jacques de Thenard, der Ohm der kleinen Lucia, der mir wie seiner Nichte von ganzem Herzen zugetan war, starb . . Man hatte ihn vergiftet. Es gab gar manchen auf dem Gut, der seine Hand bei diesem Bubenstreich im Spiele hatte!

Die Mörder lenkten — klug berechnend — den Verdacht auf mich und Lucia. Ich floh. Es blieb mir, als entsprungenem Sträfling, keine andere Wahl.

Lucia, so sehr ich sie beschwor, wich nicht von meiner Seite. Auf dem Engpaß in den Pyrenäen erreichten uns die Häscher. Noch eine Nacht, dann mußten wir in ihre Hände fallen. Die Grenze lag noch fern. Ermattet legte Lucia sich in meinem Arm zur Ruhe. Ich küßte sie zum letzten Mal.

Es war die letzte Kugel, die ich im Revolver hatte . . .

So habe ich es denn getan, um ihr das Leid das ihrem unschuldigen Leben drohte, zu ersparen." — —

Dem Fremden mangelte die Kraft, dem Sinn der Worte weiterhin zu folgen. Er weinte wie ein Kind. Sein Blick ging starr und angstvoll in die Irre.

Mit leiser Stimme tröstete der Rechtsanwalt: „Sein Schicksal war tragisch, und seine Sühne übertraf bei weitem seine Schuld. Er war ein Held, Ihr Freund . . ."

Da fuhr der Fremde auf. „Mein Freund sagen Sie, mein Freund? — Jean war mein Bruder!"

Das Kind

Skizze von Grete Massé.

Er wohnte schon viele Monate in der Fremdenpension. Ein finsterer, schweigsamer Gast, der kaum sprach und niemals lachte. Tagelang hockte er in dem weiten, hellen Bodenraum, den er sich zum Atelier umgestaltet. Dort zeichnete er, radierte und modellierte Tiergruppen.

Nur zur Mittagszeit verließ er das Atelier und begab sich in den Speisesaal. Dann saß er zwischen den Menschen, schien aber niemanden zu sehen. Die Pensionärinnen, die zuerst versucht hatten, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken — denn er war ein großer, schöner, dunkler Mann —, gaben bald ihre Liebenswürdigkeiten auf. Ueber den Schweigsamen hinweg gingen ihre Blicke, ihre Worte. Bernhard Collen war allein, obwohl mehr als zwanzig Menschen an dieser Mittagstafel neben ihm saßen.

Auf einmal war das Kind da.

Es saß ihm schräg gegenüber. Der helle Schein der von dem weißblonden Köpfchen ausging erregte seine Aufmerksamkeit. Es erschien ihm unter all den Schattenhäuptern, die immer undeutlicher für ihr wurden, als ein lichtes Haupt das die Strahlen der Sonne in seinen Haaren trug. In dem runden Gesichtchen saßen schwarze verwunderte, feucht schimmernde Augen, wie er sie oft bei den ganz jungen Tieren gesehen, die er modellierte. Ueber die Stimmen aller Menschen hinweg klang das schmetternde, krähende Stimmchen des Kindes voll von einer so triumphierenden Eindringlichkeit, daß er sich der Macht dieser Laute nicht entziehen konnte.

An einem Morgen — Coellen hatte seinen Kaffee auf der zu dieser Zeit noch menschenleeren Terrasse getrunken — erlebte er etwas Ueberraschendes. Die Zeitung unter dem Arm war er die Treppe heraufgekommen. Aber bevor er zum Atelier hinan stieg, ging er noch in sein Zimmer, um sich Zigarren mitzunehmen. Da saß auf der grünen Satindecke seines Bettes das Kind. Ganz nackt. An dem Körperchen waren die feinen Gelenke so weiß wie Elfenbein gedrechselt.

Coellen vergaß in seiner Ueberraschung die Tür zum Korridor hinter sich zuzuziehen. Er sah die schwarzen, feucht schimmernden Tieraugen, die zärtlichen kleinen Schultern, die geraden Schenkelchen und die zarten Füßchen. Als er eintrat, erhob das Kind sein krähendes Stimmchen und lachte aus vollem Halse. Es sprang auf, tanzte auf der Bettdecke herum überschlug sich und wäre gefallen, hätte Coellen es nicht aufgefangen. Da hielt er nun das warme, winzige Menschenwesen in seinen Fäusten, fühlte unter der Haut das Rauschen des warmen Blutstromes, der es durchpulste.

Als er so stand, ganz verwirrt, kam jemand eilig den Korridor entlang. Es war eine Dame, die ein Bademäntelchen über dem Arm trug. In ihrer Miene zeigte sich so viel Entsetzen, wie es eine Dame aufbringen muß, die ihr nacktes Kind im Zimmer eines fremden Mannes entdeckt. „Verzeihen Sie! Irenchen sollte baden Aber während ich in der Badestube das Wasser in die Wanne laufen ließ, lief das Kind mir fort — in ein verkehrtes Zimmer. Nochmals bitte ich um Verzeihung."

Als er das Kind aus den Armen gleiten ließ traf ihn ein verschmitzter Blick aus Irenchens lächelnden Augen, als wären sie zwei Verbündete, die zusammen halten müßten gegen eine zugleich feindliche und komische Welt

Die Dame, Irenchens Mutter, zog das Bademäntelchen um das Kind, hob es auf und trug es hinaus. — —

— — Diese Dame, eine geschiedene Kaufmannsfrau, heiratete Bernhard Coellen. Sie war eine Modedame, die trotz ihrer reifen Jahre nicht auf Flirt, Tanz und Sport verzichten wollte. Wie hätte der stille, einsame Mensch diese laute, ewig schwatzende Frau mit dem leeren Lächeln ertragen sollen, wenn nicht Irenchen gewesen wäre? Um ihretwillen nahm er die törichte Ehe auf sich. Es war das einzige Mittel, um Irenchen festzuhalten und ihm eine Heimat zu geben denn; die unvernünftige Mutter schleppte das Kind von Land zu Land, von Hotel zu Hotel.

Nun blühte das Irenchen bei ihm, in dem Haus, das er erwarb — eine kleine, helle Blume, die zaudernd und vorsichtig Würzelchen um Würzelchen in die Erde senkte. Die Dame, die Coellen geheiratet, nahm bald, getrieben von der Unrast ihres Wesens, die Auslandsreisen wieder auf. Nichts störte das tiefe Verbundensein, das zwischen ihm und Irenchen bestand. Sie waren ganz glücklich miteinander Ihre Seelen kamen sich entgegen, und der Unterschied der Jahre trat ihnen gar nicht so stark ins Bewußtsein, denn in dem Einsamen ward tief verschüttete Fröhlichkeit wieder wach, und das Irenchen begann wunderliche Wesenszüge zu offenbaren, die nicht anders als frühe Ausstrahlungen einer sorgenden Mütterlichkeit anzusehen waren.

Coellen, der Künstler, wurde nicht müde, den Ausdruck, die Bewegung, den Gang der Kleinen zu beobachten. Er sah ihr zu, wenn sie eine Treppe hinablief, einen Weg hinuntertanzte, über ein geschwungenes Tau sprang oder den bunten Kreisel, in dem sich für ihn Unschuld und Ursprünglichkeit eines jungen Tieres mit dem rührenden und zauberhaften Reiz verband, den ein Kind auf das Gemüt ausübt.

Da kam der Tod und riß den kleinen Menschen von dem großen Menschen fort. So wenig wie ein Vögelchen einen Laut von sich gibt, wenn man ihm die Kehle zudrückt, gab das Irenchen einen Ton von sich, als die knöchernen Finger ihm den entzündeten Hals zusammenpreßten, bis das Kind erstickte. Es schloß die feucht schimmernden, schwarzen Augen und lag starr und weiß da, bereit für das Grab.

Coellen wohnte fortan in dem leeren Hause allein. Aber seine Einsamkeit war belebt. Das Irenchen teilte sie mit ihm. Aus diesem Zimmer oder jenem schien noch immer das schmetternde, krähende Stimmchen zu kommen. Auf den Treppen glaubte er noch das Hüpfen des kleinen Fußes zu vernehmen, an den Türklinken das Rütteln der ungeduldigen Händchen zu spüren. Im Wachen und im Traum sah er vor sich dieses Köpfchen mit dem in die Höhe strebenden, bleich flammenden Schöpfchen und dem dunklen, lächelnden Blick.

Und dieses Köpfchen modellierte er in allen Arten von Stein. Wieder und immer wieder. Bis er selbst — noch in der Blüte der Jahre — eines jähen Todes starb.

Schemen der Nacht

Skizze von Joh. von Kunowski.

Auch der letzte Besucher hatte den Zoologischen Garten verlassen, schwarz senkte die Nacht sich auf den Park, der klagende Schrei eines Tieres verhallte.

Die Häuser mit ihrem bunten Gemisch von Tieren aller Länder waren verschlossen; um diese Zeit durften die glücklicheren Gefangenen von einem Leben der Freiheit mit endlosen Flächen und einem Himmel ohne Gitterstäbe träumen.

Im Raubtierhaus hockte ein junger Mann vor einer Staffelei. Es war einer der Maler, denen die Bestien für eine Schilderei Modell stehen sollten, einer der jungen Künstler, die tagsüber hier überall zwischen den Käfigen saßen, Hunger und Durst vergaßen und nur in ihren Stiften und Pinseln lebten, die ihnen das Leben erschließen sollten.

Horst Dieben war eingeschlafen; man hatte ihn vergessen, ihn eingeschlossen in finsterer Nacht bei den Löwen und Tigern, bei Leoparden und dem schwarzen Panther.

Gegen Mitternacht erwachte er. Sein Hunger peinigte ihn aufs neue, die Nerven, die sein Hirn einen ganzen Tag lang nach einem glücklichen Motiv für ein Bild gemartert, waren glei cherrgt wie zuvor, nur über einige Stunden körperlichen Mißbehagens hatte der Schlaf hinweggeführt, sonst war Horst Dieben der kranke, fieberdurchzuckte Mensch geblieben, der